

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 3.

Freitag, den 3. Oktober.

1924.

### Das Schwert von Thule.

(2. Fortsetzung.)

Roman von Beontine v. Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

Als sie merkte, wie alle sie erstaunt ansahen, fuhr sie sich erschrocken über die Stirn, als müßte sie sich erst besinnen.

„Wenn du meinst, daß der Haferbrei und der Speck besser werden durchs Warten, so irrst du dich“, und die Ratsherrin schob ihr unwirsch den noch übrigen Teller zu.

Als sie hatte es ja vorausgesehen, daß es so kommen würde, als ihr Mann das elternlose Kind seiner Schwester zu sich nehmen wollte. Genug dagegen geredet hatte sie — aber was nützte es? So aus dem fernen Norden her, von dem man nichts wußte noch kannte — wo die Menschen fast noch Heiden waren und von Göttern redeten! Du meine Güte! Sie, die Ratsherrin, war so etwas nicht gewohnt. Sie war aus Güstrow, die einzige, ehrbare Tochter des Kaufmanns Fridolin Luhart. Aber die Hasselbachs waren ja oft etwas sonderbar. Wie war es überhaupt schon möglich gewesen, daß eine Hasselbach sich so weit vergessen konnte und einst dem nordischen Fremden in seine ferne Heimat folgen? So etwas hätte sie doch nie und nimmer getan! Bleibe im Lande und nähre dich redlich, das war der Wahlspruch der Luharts und somit auch der ihre. Alles andere war vom Übel und brachte nur Mißverständnis und Ärger.

In stillem Grimm löffelte die Ratsherrin und hob den Kopf weder nach rechts noch links.

Eliabeth drückte heimlich unter dem Tisch Heilwigs Hand, denn sie hegte eine große Bewunderung und Zuneigung zu der fremden Base, die so anders war als alles, was sie kannte.

Die beiden Männer sprachen währenddessen gelegentlich von Geschäften, wie um dem Denken eine andere Richtung zu geben.

Heilwig würgte an ihrem Brei. Sie konnte nichts essen. Immer sah sie das unablässige Wogen der weiten Wasserfläche vor sich, die ihre Augen vorhin in Hast und Sehnsucht gesucht.

„O, daß sie in diese Stadt gekommen war! Sie hatte nicht geahnt, daß Heimweh so brennen und zehren könnte. Jeden Augenblick am Tage dachte sie, was jezt wohl der blinde Ahne macht in seiner großen Einsamkeit! O, daß ich ihn verlassen konnte! Ihn und den Fjord und die Felsen und die weite, salze See! Ob er noch lebte? Ob er auch so in Sehnsucht ihrer dachte? Ja, ja, sie wollte sich wohl hart machen und stark sein, weil es ja sein letzter Wunsch war, daß sie hier in Sicherheit sei. Aber es war so schwer — so bitterschwer. Und Heilwig graute vor diesem Leben zwischen den hohen, dunklen Stadtmauern und den vielen, vielen gaffenden, schwachenden Menschen.“

War sie wirklich erst einige wenige Wochen hier? Sie dünkten es endlose Jahre in Kerker und Gefangenschaft.

Da klang ein schmetternder Hornruf jäh durch die stillen Gassen und über den schweigenden Marktplatz. Und man hörte deutlich Pferdegetrappel vom Kröpfliner Tor her.

Der Ratsherr sprang auf und beugte sich aus dem Fenster, und auch Frau Kathrine hatte nichts Eiligeres zu tun, als das zweite Fenster weit aufzureißen und sich hinauszulehnen. Hinter den Ratsherrn war Weid getreten und suchte ihm über die Schulter zu sehen.

Langsam kam ein Fähnlein Gewappmeter die Straße heruntergeritten auf den Marktplatz zu.

Da strich Heinrich Hasselbach den langen, schwarzen Bart und runzelte die Stirn.

„Die Hasenköpfe auf blauem Grund und die Weintrauben auf zwiegeteiltem Feld! Wer sollte dies Wappen nicht kennen im Mecklenburger Land? Könnt auch lieber bleiben, wo er hingehört, als eine friedsame Stadt beunruhigen. Schau, Kathrine, das ist der Berend Malhan, der dem Herzog Magnus troßt, wo er nur kann.“

Die Ratsherrin bekreuzte sich.

„Gott schütze uns vorm bösen Berend!“ murmelte sie und sah dabei doch recht neugierig aus dem Fenster herab.

„Ein stolzer und stattlicher Herr!“ sagte Weid bewundernd — „wie sicher seine Hand den tollen Rappen lenkt und wie ihm die Augen blitzen in dem klugen Gesicht!“

Eliabeth hatte sich auf den Fußspitzen gehoben, um auch etwas sehen zu können.

„Und der da, Vater, der junge Dunkelhaarige, der ihm zur Linken reitet und auch den Wappenschild der Malhan führt — wer ist das?“

Der Ratsherr sah scharf hinab.

„Das ist sein Stiefbruder Otto, der bei ihm ist in jeder Not und Jahr. Die beiden sind unzertrennlich. Es heißt, daß Otto sein Leben lassen würde für den Bruder, wenn es sein müßte.“

Da kam langsam aus der Tiefe des Zimmers, wo sie bisher gestanden, auch Heilwig an das Fenster getreten. Es lag wie eine Freude in ihrem Gesicht.

„O, gibt es so etwas auch noch in diesen Landen, Ohm? Noch solche Treue bis zum Tod? Laßt mich die Brüder sehen, Ohm, von denen Ihr so Großes spracht.“

Da trat Weid zur Seite und machte ihr Platz, daß sie neben dem Ratsherrn hinaussehen konnte zum Fenster.

Sie sah nicht viel.

Nur aufgeschlagene Helmvisiere und eiserne Harnische, und darüber das Wippen blau-gelber Fähnlein im Abendwind. Und dann war das Häuflein vorüber, so schnell wie es gekommen.

Sie standen noch ein Weilchen an den offenen Fenstern im lauen Sommerwind und sprachen von dem Geesehenen.

„Wenn er nur nicht wieder Unheil brütet, der wilde Berend“, sagte sinnend der Ratsherr und wiegte den Kopf.

„Es bedeutet sein Kommen nicht immer Gutes. Er hat einen eigenen Kopf und bestecht eifern auf seinem Recht. Diesen Frühling ist es erst gewesen, als der

Markgraf Johann von Brandenburg den Herzog Bogislav von Pommern endlich dazu bewegte, seinen Hoftag zu Prenzlau zu beziehen. Er sollte hier in Freundschaft seinem künftigen Schwager, unserem Herzog Magnus, begegnen, mit dem er bis dahin ein Jahr lang in Fehde gelegen. Nur mit Widerwillen gehorchte ihm der junge, feste Bogislav und mit ihm sein Lehnsmann Berend Malkan, der ebenfalls schon lange erbittert auf unseren Herzog Magnus war wegen allerhand Zwistigkeiten. Nun, als Herzog Magnus auf dem Heimzuge ist, überfällt ihn Berend Malkan und raubt ihm aus seinem Gefolge den Joachim Levechow mit vier Pferden. Es heißt, er wollte Levechow züchtigen, der einen pommerschen Geistlichen abgeschakt hatte.

Ha ha — so geht der Zwist nun immer hin und her zwischen Pommern und Mecklenburg.“

Der Ratsherr trat vom Fenster zurück und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Frau Kathrine rüdt ihre Haube gerade und meinte eifrig: „Ei, der Zwist wird sich nun wohl legen, da unser Herzog Magnus sich ja zur Hochzeit rüstet mit der pommerschen Prinzessin Sophie.“

Der Ratsherr nickte.

„Ja, am 6. Oktober dieses Jahres soll sie sein, und gleichzeitig Beilegung aller Streitigkeiten. Also wenige Wochen nur noch bis dahin. Gott gebe in Gnaden, daß alles zum Heil ausschlägt, damit das Land endlich seine Ruhe hat!“

Veit schlug mit der Hand durch die Luft, als hätte er einen unsichtbaren Gegner vor sich.

„Wiegt Euch nicht zu sehr in rosigte Zukunftsträume, Vater, ich glaube nicht daran. Solange die Herzöge also gehässig gegen uns Seestädte sind, nur weil wir auf unsere uralten, verbrieften Sonderrechte fußen — solange ist an Ruhe und Frieden nicht zu denken. Schaut Lübeck an, was das gelitten hat die ganze letzte Zeit. Nun sind wir an der Reihe. Die Herzöge brauchen Geld und wissen, daß es bei den Seestädten noch etwas zu holen gibt. Laßt unseren greisen Herzog Heinrich erst tot sein und seine Söhne ans Ruder kommen — ich sehe düster in Rostocks Zukunft, Vater.“

Es war jetzt fast ganz dunkel geworden im Gemach, und Elisabeth schlüpfte leise hinaus, um eine Leuchte zu holen. Frau Kathrine und Heilwig hatten sich an die Spinnroden gesetzt und ließen die Räder schnurren trotz sinkender Dämmerung. —

In das kleine Schlafgemach, das Elisabeth und Heilwig miteinander teilten, schien hell der weiße Mondschein. Im langen Nachtleid, die blonden Haare gelöst im Nacken, saß Heilwig auf ihrem Bettrand, die Hände im Schoß gefaltet. Sie sah bleich aus im Mondlicht, das fand auch ihre dunkelhaarige Base, die vor ihr stand.

„Gräme dich nicht so, Heilwig, allmählich wird schon alles besser werden. Gewohnheit ist eine alte Lehrmeisterin, die nach und nach alles einlullt, was uns einst weh tat.“

Sie kniete neben Heilwig nieder auf die Erde und schlang beide Arme um sie.

„Du darfst nicht so traurig aussehen, Heilwig, das schneidet weit und mir ins Herz. Wir möchten dir so gern alles zu Gefallen tun, damit du nur wieder lachst.“

Heilwig strich der anderen leise und zärtlich über das dunkle Haar.

„Ihr seid so gut zu mir, Elisabeth, und ich schäme mich, so ich es euch nie recht mache. Es ist etwas in mir, das schreit gegen all den Druck und Zwang von außen.“ Sie hob beide Arme wie in großer Sehnsucht.

„Sieh, wenn ich mich so durchgekämpft habe durch den langen, langen Tag und fein brav in der Küche der Mühme zur Hand gegangen bin oder stundenlang am Spinnrad gesessen habe, daß mir Rücken und Arme steif wurden — wenn ich mir soviel Mühe gab, wie ich nur irgendetwas konnte, dann war es doch deiner Mutter immer noch nicht recht. Und dann kommen die Nächte! O, Elisabeth, das ist das Schlimmste von allem! Dann kann ich nimmer schlafen, wenn ich auch noch so müde bin — und liege stundenlang wach. Und dann sehe ich die Heimat.“

Zerückung folgt.

## Die Entstehung des Mieders.

Von W. M. Doroschewitsch.

Meine Damen! Der Ursprung Ihres besten Freundes dürfte Sie gewiß interessieren. Ihres besten Freundes! Von dem Sie sich so selten trennen: und der Ihre Taille so fest umschlungen hält. Woran ihn selbst Euer Gatte nicht hindern kann!

Der tapfere Ritter Raoul, genannt „Ritter Blaubart“, liebte die Frauen sehr: woraus ich schließe, daß er wahrscheinlich mehr tapfer als klug war. Und so oft der edle Ritter ins Feld zog, konnte er sicher sein, bei seiner Rückkehr einen Zuwachs in seiner Familie vorzufinden. Im Kinderzimmer fand er eine Wiege vor, mit dem Wappen der Ahnen des Ritters, darin ein kleiner Schreihals, der einem Baaren oder Knappen wie ein Ei dem andern ähnlich sah. Dies verdros Raoul sehr. Und um solche Schuld zu sühnen, nahm er eine sonderbare Gewohnheit an: Er reiste den Neugeborenen unter seine Baaren ein, ließ die Frau verarresten und heiratete eine andere.

Zu Hause ausgerubt, zog er dann wieder ins Feld und nach einem Jahr wiederholte sich die Sache Punkt für Punkt. Und Ritter Raoul von Blaubart gewahrte nach Ablauf einiger Jahre, daß er alle Baaren und Knappen in doppelter Auflage besaß, und sein Alchimist Popolani, der sich mit der Vergiftung der Frauen besaß, meldete ihm eines Tages, daß in der Familienarrest bereits kein Platz mehr sei. Da tom der Ritter zur Einsicht, daß man den Frauen keinen Glauben schenken dürfe.

„Versammelt euch!“ rief er eine Woche später, nachdem er sich mit der schönen Alice vermählt hatte. „Versammelt euch, Baaren und Knappen, bis auf den letzten Mann!“

„Wer wird eure Herrin beschützen, wenn während meiner Abwesenheit die Burg überfallen werden sollte? Nur die Lahmen, Blinden und Budligen, keiner unter fünftausend Jahren, werden zurückbleiben! Ich weiß es, Hunde, wie ihr während meiner Abwesenheit für eure Herrin lort.“

„Alice“ wendete er sich dann an seine Frau, „treue Gemahlin! Tue keinen unaigen Schritt aus der Burg! Und ihr, altes Lumpenpack, hütet unsere Herrin, und daß kein einziger Mann die Schwelle der Burg überschreite. Kammerjungfern ließ ich dir in senkender Zahl zurück, aber Baaren — nein, meine Teure!“

Damit gab er dem Pferd die Sporen und zog ins Feld. So verging wieder ein Jahr. Ritter Raoul Blaubart kehrte nach kriegsreichem Feldzuge heim und brachte schöne Geschenke mit. Zu Hause war alles wohl laut.

„Hast du meine Befehle befolgt?“ fraate der Ritter.

„Alle!“ antwortete Alice. „Ob!“ laate er, auf eine neue Kammerzofe weisend. „Wie heißt du, mein Liebchen?“

„Bertranon, Herr Ritter!“ stotterte die Kammerzofe erschleichend.

„Popolani!“ rief Ritter Raoul bestrahlt.

„Wie habet ihr ihn, ihr Hunde, hereinlassen können?“

„Ach, Herr, wer wukte denn außer der Herrin, daß die Kammerzofe kein Weib ist!“

Drei Tage später feierte der edle Ritter wieder Hochzeit. Daß sich der Mensch eine schlechte Gewohnheit nicht abgewöhnen kann. „Jetzt weiß ich aber schon, was ich tun werde!“ Und Ritter Raoul de Blaubart zog nicht eher ins Feld, bis er nicht einen hohen Turm erbauen hatte lassen. Und er vermauerte eigenhändig die zum Turm führende Türe. Es verging ein Jahr, und unser Ritter kehrte zurück. Er betrachtete die Tür — sie war unverfehrt. Da schaut sich plötzlich im Fenster das Gesicht eines Mannes. „Was brichst du hier fremde Türen auf? Wehe dir, wenn Ritter Raoul zurückkehrt: er wird dir zeigen, wie man Türen aufbricht, die zur Frau eines andern führen.“ Der Ritter wollte seinen Augen nicht trauen. „Wer bist du denn, daß du solche Wände erklimmen konntest?“

„Ich? — Ich bin ein Troubadour. Ich zog meines Weibes, sah den Turm, das Fenster geöffnet, darin ein wunderliches Frauengesicht. Und während ich lang, knüpfte sie eine Leiter.“ Popolani bekam wieder Befehl, seines Amtes zu walten.

„Ich werde Sie einmauern!“ beschloß Ritter Raoul nachdem er sich nach Ablauf der Trauerzeit — nach zwei Tagen — wieder vermählt hatte. Er ließ inmitten eines Waldes eine Grotte bauen und in diese Lebensmittel, ein Bett und einen Toiletentisch schaffen. An der Decke wurde zwecks Luftzufuhr ein eisernes Rohr angebracht, dann vermauerte er den Eingang und ließ sämtliche Spuren verschwinden.

„Zum Schluß wirst du die Grotte auch selbst nicht wiederfinden!“ sprach er zu sich und er zog ins Feld. Es verging ein Jahr. Er eilte nach Hause und begann mit Ungeduld den Eingang zur Grotte freizumachen. Er trat ein — und blieb wie versteinert stehen. Die Frau bereitete das Essen, und neben ihr stand ein Mann, der Holz spaltete. Sie wirtschaffete!

„Wie bist du hierher gekommen?“ rief der Ritter mit einer Stimme, daß die Erde erzitterte. „Fürnen Sie nicht, edler Ritter! Ich bin nur ein armer Holzahader. Ich habe im Walde geirrt und war plötzlich auf die Grotte gestoßen. Zuerst erlöhrat ich, doch dann gewährte ich die junge Frau. Ich bin nur ein armer Holzahader.“

„Daß du ein Holzahader bist, wäre nichts Schlimmes, ein jedes Handwerk ehrt den Mann. Aber daß in der Wiege dort ein Säualina

Ichreit, begreife ich nicht . . . " Und wieder hatte Bonolani zu tun.

"Bin ich denn also nirgends sicher", rief der Ritter gornia aus. "weder in der Luft noch unter der Erde?" Er trauerte drei Tage und ließ am vierten Tag Bonolani zu sich kommen. "Du bist ein Schurke von einem Gelehrten!" Schrie er ihn an. "Versteht du dich denn nur aufs Verackten und schaut sonst rubia zu, wie dein Herr betrogen wird? — Mit diesem Schwert walte ich dir den Schädel, wenn du mir nicht bis morgen ein Mittel gegen die Untreue der Weiber erfinnst!" Der Morgen brach an und Bonolani stellte sich gleich beim Ritter ein. "Bermählt Euch mit der schönen Boulotte. Und sagt ihr nach der Hochzeit, daß ihre Hüften zu breit sind. Wir werden sehen, welche Folgen es haben wird!" Gesagt — getan. "Nun, wie gefalle ich dir?" fragte Boulotte kokett, nachdem sie beide allein geblieben waren. "Deine Hüften sind etwas zu breit", entgegnete der Ritter finster. Boulotte ward darüber so erbost, daß sie den Ritter aus ihrem Zimmer wies. Drei Tage lang weinte Boulotte und am vierten ließ sie einen Schloffer holen. Der Ritter zog ins Feld und als er nach einem Jahr zurückkehrte, eilte ihm Boulotte freudestrahlend entgegen schlank wie eine Tanne. "Sehet doch, teurer Gemahl, welch schlante Teille ich habe." "Wo ist das Kind?" fragte der Ritter. "Was für ein Kind?" "Nun, Euer Kind! Natürlich nicht meines!" "Seid Ihr von Sinnen? Ich habe kein Kind." "Sonderbar! Zeit meines Lebens habe ich kein ähnliches Wunder gesehen. Es waren doch sämtliche Vagen und Knappen zu Hause." "Was meinen die mich an? Während Eurer Abwesenheit kam dieses Korsett nicht von meinem Körper. Es prekte mich derart, daß an Knappen und Vagen gar nicht zu denken war." "Und abends?" "Des Abends kam ich wie tot ins Bett."

So wurde das Nieder der Beschützer der Weibertreue erfunden. Denn solange die Frau ein Nieder trägt, kann der Mann unbeforscht sein.

Doch sind die Nieder in letzter Zeit wieder aus der Mode gekommen . . .

(Aus dem Russischen von Grete Neufeld.)

## Das Irrlicht.

Skizze von Paul Alexander Schettler.

Die Stadt lag in Nacht gebettet. Finsternis hatte ihr Bett aufgeschlagen und mit goldenen Nägeln am Firmament befestigt. Alles Leben auf den Straßen war erloschen. Schattenhaft lehnten die Häuser aneinander. Ein Licht nur blühte aus der Finsternis. Aus dem Dachfenster eines Hauses am Marktplatz drang es gleich dem Lichtpfahl des Leuchtturms weit in die Runde, riss tief ein Loch in die Nacht und zog den Blick später Nachtwanderer magisch an.

"Das ist denn doch —", murmelte der Student mürrisch, als er schwankenden Schrittes auf den Markt einbog und des Lichts ansichtig wurde. "Da studiert man bis tief in die Nacht hinein. Heißt das ein Leben führen?" O, wie ihm das kleine Licht in die Augen stach. Er fühlte sein Gewissen schlagen und nahm sich vor, seine Nächte fortan besser zuzubringen als bisher.

Ein Dichter, der den Platz überquerte, sah das Licht, blieb stehen und zog sein Notizbuch. "Sieh an, ein einlamenes Licht in der Nacht. Wer weiß, welches menschliche Drama dahinter steckt, ein verlassenes Mädchen etwa, eine arme Näherin, ein Krankenlager —? Das wäre ein Stoff — und nachdenklich schritt er weiter.

"Um, hm", kam jetzt brummend ein behäbiger Bürger aus dem Stammlokal dahergestolpert. "Da setzt es heute Nacht auch wohl eine Standrede der gnädigen Frau. Hoffentlich bleibe ich diesmal verschont."

Kurze Zeit darauf glitten zwei Schatten traumlos durch die nächtliche Stille der Gassen. "Siehst du, Liebster, das Licht dort?" flüsterte eine weibliche Stimme. "die Glücklichen haben ein Nest. Waren wir doch auch erst so weit!"

"Ja, bei der Wohnungsnot heute ein Ziel, aufs innigste zu wünschen", knurrte eine männliche Stimme ebenfalls. "Aber wer weiß, vielleicht stopft sie Strümpfe und er schreibt Adressen, das Tausend zu 3 M. Wenn die dort glücklich wären, glaube mir, liebes Kind, hätten sie die Lampe längst gelöscht."

Das Licht blühte weiter und zog nun auch das Auge der hohen Obrigkeit in Gestalt des daherschleudernden Nachtwachtmanns auf sich.

"Hallo, da ist was nicht in Ordnung", hemmte er seinen Schritt. "wahrscheinlich die langgeluchte Einbrecherbande. Da wird man in der Nähe bleiben müssen."

Er verwandte keinen Blick von dem Licht aus dem Dachfenster — zur Freude der Einbrecher, die an anderer Stelle um so ungeörter ihr lichtbeues Gewerbe ausübten.

Da schritt plötzlich ein Mann aufgeregt und hastig über den Platz, verschwand in der Tür des Hauses am Markt und erklimmte die Treppe bis zum Dachgeschoß. Es war der alte Lagerverwalter des Buchladens im Parterre, dem daheim vor dem Einschlafen eingefallen war, daß er ja beim Verlassen des Speichers am Abend das Licht auszunipfen vergessen hatte. Er wollte sich von seinem Chef nicht als pflichtvergessenen Mann scheitern lassen und löschte nun die zwecklos brennende Glühlampe.

## Gestade der Verlassenheit.

Von Kurt Doerri.

Seit 2 Tagen waren wir, vom Nordkap kommend, über die einlamenen Wasser des nördlichen Polarmeers gefahren. Nachdem wir die kantigen Felsen der äußersten Spitze unseres Erdteils verlassen hatten, waren wir keinen Menschen mehr begegnet; Schiffe sah ich es in dieser Meereswüste nicht zu geben. Im Schein der Mitternachtssonne wälzten sich die grauen Wogen heran. Nichts als Wasser ringsum! Die Vorstellung, daß hier im Norden noch ein Land von riesiger Ausdehnung liegen sollte, hatte etwas Seltsames für uns. Bis dann eines Nachmittags das Unwahrscheinliche Ereignis wurde.

Im Nordwesten, in weiter Ferne, stand plötzlich, wie von Zauberhänden aus dem Nichts geschaffen, eine ungeheure gläserne Wand, die, den ganzen Horizont bedeckend und von protest-sadigen Inseln flankiert, in grünrotem Schimmer aufleuchtete. Der Anblick hatte etwas Überwältigendes, Unwirkliches. Ich habe so manches von den landschaftlichen Schönheiten Europas, Asiens und Afrikas gesehen. Den größten Eindruck hatte bisher der Blick vom Gipfel des Adams Beats hinab auf die grünen Dschungeln Cealons und den mehr als 100 Kilometer entfernten Indischen Ozean auf mich gemacht. Auch der Anblick des Mont Serrat vom hoch über Barcelona gelegenen Tibidabo aus ist dazu angetan, den Menschen in uns wachzurütteln und unleren Respekt vor der Allmacht der Schöpfung zu erhöhen. Der Mont Serrat, in der Sage die Burg des heiligen Graf, steht aus der Ferne wie eine von Riesen aufeinandergeprümte Feste aus, so schroff ragen die Felsmassen, aus der Ebene heil aufragend, gen Himmel empor.

Was wir hier aber sahen, schien nicht von dieser Welt zu sein. Überirdisch war der Anblick dieser Wände, in deren Weiß grün-rosige und bläuliche Tinten flossen, die Strahlen der Mitternachtssonne, die ihr geheimnisvolles Licht in ver-schwenderischer Fülle über sie ausgoß.

Wie ein mächtiger Wall, der die Burg vorzeitlicher Götter umgibt, sieht die Bergkette aus. Es ist ein wahrhaft impolantes Bild, aber zugleich mit der Ergriffenheit, die dieser Anblick in uns erweckt, wird ein Gefühl seltsamer Traurigkeit in uns wach. Hier mögen Men wohnen, hier mag Obns riesige Halle stehen, aber für Menschen von Fleisch und Blut scheint hier kein Platz zu sein. Gestade der Verlassenheit möchte man diese Küsten nennen, und doch scheint auch hier die Sonne Leben und Schaffen.

Mitternachtssonne! Wie wunderbar schildert sie Tegnerz

Mitternachtssonn' auf den Bergen lag.

Blutrot anzuschauen.

Es war nicht Nacht, es war nicht Tag.

Es war ein dämmernd Grauen!

Ein dämmernd Grauen! Das mag es sein, denn diese Sonne ist nicht unsere Sonne; sie hat etwas Bantaitisches, Quälendes und ist doch für die Menschen, die auf Spitzbergen leben, das tröstende, beulügende Himmelslicht, das allein dem Menschen die Kraft verleiht, hier zu vegetieren und zu arbeiten.

Bemerkenswerterweise ist es im allgemeinen nicht viel, was selbst der Gebildete von Spitzbergen weiß. Diese Inselgruppe im nördlichen Eismeer zwischen der Grönland- und der Barents-See, die im Jahre 1596 von dem holländischen Seefahrer Barents entdeckt wurde, besteht aus drei großen und mehreren kleineren Inseln und hat einen Gesamtflächeninhalt von 70 100 Quadratkilometer. Malerische Fjorde zerreißen dieses Inselland, deren Gebirge und Gletscher sich bis zu einer Höhe von 1760 Meter erheben. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts war das Innere Spitzbergens, das zwischen 76½ Grad und 80 Grad 48 Minuten nördlicher Breite liegt, so gut wie unbekannt. Dann unternahm Gustav Nordenföld den ersten Versuch, ins Innere vorzudringen, und 1896 führte Sir Martin Conden eine ausgedehnte Forschungsreise durch die trostlose Einlamkeit dieses Landes aus. Später hat sich bei anderen Unternehmungen manche Tragödie hier abgepielt. Die Gletscherwelt Spitzbergens will sich ihre Geheimnisse so leicht nicht entziehen lassen.

Der "Beer Goni", unser waderes Schiff, das die Berliner Reederei Viktor Schuppe zum erstenmal auf eine Berg-anigungsreise nach dem Nordland hinauslandte, hatte uns bisher eine wirklich glückliche Reise ermöglicht. Nach kurzen Besuchen im Gudvangerfjord, in Molde, Narvik, Tromsø und Hammerfest hatten wir das Nordkap erreicht und in der Nacht erstiegen. Dann hatten wir den Kurs nach Nord-westen gerichtet, hatten nachts die Bären-Insel passiert und bei herrlichem Wetter Green Harbour auf Spitzbergen ange-laufen.

Welch' ein Kontrast! Vor uns das anscheinend in Todes-schweigen erstarrte Land, unter unseren Füßen aber der 15 000 Tons große "Beer Goni", ein Wunder moderner Schiffsbaukunst, ein Doppelschraubendampfer, der 360 Passagiere 1. Klasse trug und mit seinen bequemen Kabinen, seinem geräumigen, künstlerisch ausgestatteten Tanzsaal, seinen großen Speisekälern, der Diele, dem Wintergarten und der Bar, dem Damensalon und dem Rauchzimmer einem jener großen vornehmen Hotels gleicht, wie sie im "Strand" in London, in den Avenuen in Paris oder New York, am Rido Benedigo oder am Rand der Wüste in Kairo stehen. Die schmeichelnden Weisen der neuesten Tanzschlager schweben über das Eismeer; auf dem glatten Parkett der Diele schreiten verführerische Frauengestalten in großer Toilette

einber, und im Takt der Musik gleiten die Paare durch den blumengeschmückten Saal. Lebensfreude beherrscht die Stunde, draußen aber schwebt, nach Beute suchend, die Sturmsee mit heiserem Ruf über das weite Meer.

Green Harbour, wo wir ankerten, ist eine am Eingang des Eisfjords gelegene weite Bucht. Auf ihrer einen Seite dehnen sich riesige Gletscherfelder, hinter denen zackige Spitzen und schneeige, im Glanz der Sonne erstrahlende Kuppen aufragen, auf der anderen liegt der kleine Ort Barendsburg. Hier lieben wir uns ausbooten und besuchten das große Kohlenbergwerk, das von einer holländischen Gesellschaft betrieben wird. Das ganze Bergland auf der Westseite von Green Harbour ist aus sedimentären Schichten aufgebaut. Die untersten Schichten bis zu einer Höhe von ungefähr 122 Meter stammen aus der Kreideperiode und bestehen zum großen Teil aus Ton- und Mergelschiefern sowie aus Sandstein. Über diesen Schichten ist der ganze Berg aus Ablagerungen aus der Tertiärperiode gebildet, zu wesentlichem Teil aus Sandstein und in den oberen Teilen meist aus Tonsteiner, auf dem wieder Sandstein lagert. Zwischen den tertiären Sandsteinschichten wird hier die Kohlen-schicht in 172 Meter Höhe gefunden, aber 25 Meter tiefer liegt eine andere, noch reinere Kohlen-schicht, die weniger mit Steinen gemischt und ebenfalls etwa 1 Meter mächtig ist. Diese unterste Schicht mit den reinsten Kohlen ist es, die hier ausgebeutet wird.

Als wir in Barendsburg an Land gingen, waren wir ebenso erstaunt wie erfreut, aus einer Gruppe von Arbeitern, die hier unbeschäftigt umherstanden, deutsche Leute zu vernehmen. Wie wir später hörten, arbeiten etwa 80 Deutsche in diesem Kohlenbergwerk. Die Bezahlung ist so gut, daß die Leute erhebliche Ersparnisse machen können, aber im allgemeinen hält niemand das entlagungsreiche Leben auf Spitzbergen länger als ein oder zwei Jahre aus. Frauen gibt es hier nicht, mit Ausnahme einiger weniger, die als Gattinnen leitender Beamten ihre Ehemänner in diese Verbannung begleiteten. Es fehlt hier jegliche Zerstreuung außer der Arbeit; kein Vogel singt, keine Blume verbreitet wohligen Duft, und kein Baum oder Strauch gewährt dem Auge einen Ruhepunkt. Sieben Monate scheint die Sonne ununterbrochen, dann kommt, Ende Oktober, ein fürchterlicher Winter, eine 4 bis 5 Monate währende Nacht. Die andauernde Dunkelheit legt sich wie ein Alp auf die Gemüter der Menschen, und es soll wiederholt vorgekommen sein, daß Männer, die die Einsamkeit und die Melancholie der Landschaft nicht zu ertragen vermochten, in geistige Umnachtung verfielen.

Mit sehnsüchtigen Blicken musterten die am Ufer stehenden Arbeiter unser weißes Schiff, erschien es ihnen doch wie ein Gruß aus der Heimat. Der „Peer Gont“ war, wie uns gesagt wurde, der erste Passagierdampfer, der in diesem Jahr in Spitzbergen vor Anker gegangen war. Erst im Juli oder August wird das Meer um Spitzbergen so weit eisfrei, daß Schiffe in die Fjorde hineingelangen können. Im allgemeinen pflegen aber nur Kohlendampfer hier anzulegen, die schnell Ladung nehmen und wieder heimwärts fahren.

Eine Nacht verbrachten wir auf dem Boden Spitzbergens, eine Nacht erfüllt von fahlem Sonnenlicht, vom eintönigen Gelang brandender Wogen und dumpfem Gemolter, hervorgehoben durch Kohlen, die auf Rippelwies herangerollt wurden, in Verladevorrichtungen stürzten und wenige Augenblicke später im Bauch eines großen holländischen Dampfers verschwand. Dann glitt unser Schiff, immer noch im Glanz der Mitternachts-sonne, wieder aus dem Eisfjord hinaus und an der Küste Spitzbergens entlang; das wunder-volle Panorama dieser bizarren Gletscherwelt begleitete uns den ganzen Tag. Wir wurden des Schauens nicht müde, bis uns wieder das weite Meer aufnahm, bis die Konturen der Felsen und Zinnen in dämmernder Ferne verschwanden wie ein Traum, der im Nebel unserer Erinnerung vor dem Morgengestirn erblüht.

## Welt und Wissen

**Die schwarzen Klaviertasten.** Während es allgemein bekannt ist, daß die weißen Klaviertasten aus Eisenbein hergestellt werden, ist der Ursprung der schwarzen Klaviertasten vielfach noch unbekannt. Sie bestehen nämlich nicht aus Horn, wie manche glauben, sondern aus Eisenholz, das Tausende von Jahren alt ist und in der Erde oder im Wasser gelegen hat. Diese Eisen stammen teils aus Rußland, wo sie aus alten Flußtälen ausgegraben werden, teils aus der Elbe, dem Insterfluß oder dem Rhein, wo sie bei Baggerarbeiten emporgehoben werden. Diese Bäume haben ein eisenreiches und völlig schwarzes Holz, das gerade für Klaviertasten vorzüglich geeignet ist.

**Der Schädelinhalt beim Menschen steigt mit der sozialen Stellung.** Frau Tarnowski fand als durchschnittlichen Kopf-umfang von Russinnen bei Prostituierten 53,2, Diebinnen 53,0, Bäuerinnen 53,7, gebildeten Frauen 53,8 Zentimeter. Ein italienischer Anthropologe fand als Schädelinhalt in Italien bei Handwerkern 1478, Kaufleuten 1499, Gelehrten 1502 Kubikzentimeter.

## Neue Bücher

\* **Paul Steinmüller: „Der Richter der letzten Kammer“.** Roman (Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart.) Erregend wird hier das Schicksal und der Untergang der Letzten eines alter Geschlechts geschildert, die alle Schuld durch Wohlthat zu sühnen suchen, aber nicht über ihr eigenes Ich hinauskommen. Nur einer findet den Weg, den ihm der neue Geist ewigen Menschentums im Angesichte des göttlichen Richters der letzten Kammer weist. Die Handlung ist psychologisch fein abgestimmt und zum Nachdenken anregend.

\* **Emil Ruda: „Die steinernen Masken“.** Erzählungen. (Deutsch-österreichischer Verlag, Wien.) Begebenheiten, Geschichten und Probleme türmen sich kaleidoskopartig vor dem Leser auf, faszinieren durch schillernde Mannigfaltigkeit und fassen wieder in sich zusammen, wenn das Thema, kaum angeknüpft, mit der nächsten Novelle schon wieder gewechselt wird. Milieu- und Charakter-schilderungen mit dem Verzicht psychologischer Durchdringung, unterhaltlich und interessant geschrieben.

\* **„Kriminalromane und Detektivgeschichten“.** Der auf Spannung und Sensation erpichte Leser wird für Reiseliteratur oder eine Stunde leichter Unterhaltung in erster Linie nach dem Kriminalroman oder der Detektivgeschichte greifen. Eine gute Sammlung von Detektivgeschichten zeitgenössischer Erzähler hat Karl Verbs unter dem Titel „Der Griff aus dem Dunkeln“ (Josef Singer, Verlag, Leipzig) zusammengestellt. In zwei Bänden ist das interessante Material stofflich geordnet nach den verschiedenen Typen, unter denen der Detektiv als Hauptperson in den einzelnen Geschichten erscheint, vom großen Meister bis zum Excentric, Paul Rosenbann, Max Preis, Otto Sontag, Otto Rang und der Herausgeber kommen dabei (um einige Namen zu nennen) zu Worte; jedem Geschmack ist gewissermaßen Rechnung getragen. — Eine atemberaubende Folge spannungsvoller Ereignisse bringt der amerikanische Kriminalroman „Das Mädchen im Nebel“ von Josef Gollomb (Desterheld u. Co., Verlag, Berlin.) Der Leser wird gewaltsam in den Bann einer Handlung gezwungen, die ihn bis zur letzten Seite fesselt. Amerika, im besonderen das Chinenviertel von New York, ist der Schauplatz der fesselnden Begebenheiten, die sich in dem Kriminalroman „Zwischen Weiß und Gelb“ von Ernst Wopp (Hugo Wille, Verlagsbuchhandlung Berlin SW. 48) abspielen.

\* **„Die neuen Ringe“.** Von Alfons Baquet. Reden und Aufsätze zur deutschen Gegenwart. (Frankfurter Societäts-Druckerei, G. m. b. H., Abteilung Buchverlag, Frankfurt a. M.) In diesem Buche, das an die letzte, bedeutsame Zusammenkunft auf dem Hohen Meißner anknüpft, ist etwas Ausgedrücktes von dem lebendigen, fassbaren Inhalt der deutschen Jugendbewegung, der sie mit der Jugend der ganzen Welt verbindet. Es gibt einen Blick in das innere Deutschland nach dem Erlebnis eines erschütternden Jahres, ein Bild in jenes suchende Deutschland, das nicht aus dem wiederholten Anruf der rohen Gewalt, sondern vom Geiste her nach der Gestalt einer neuen Wirklichkeit ringt. Das Buch zeigt den Weg zu einem Gewissensverhältnis zu den Dingen der Politik und der Technik, zu einer helleren, realistischen Erkenntnis der geopolitischen Bedingungen, und es zeigt, daß dieses Verhältnis schöpferisch ist.

\* **„Taten der Technik“.** Ein Buch für unsere Zeit, herausgegeben von Hanns Günther. (Kascher u. Co., A.-G., Zürich.) Mit den Lieferungen 16 bis 20 ist jetzt das umfangreiche Werk abgeschlossen, das eine vorzügliche Übersicht über die neuesten Errungenschaften auf dem Gebiet der Technik darstellt und mit interessanten, mit zahlreichen, zum Teil farbigen Illustrationen geschmückten Aufsätzen über alles Wissenswerte unterrichtet. In Wort und Bild wird so die Technik unserer Zeit mit starker Anschaulichkeit geschildert. Dr. Collin Bok und Hanns Günther sind die Verfasser der letzten großen Aufsätze, in denen die Entwicklung des Bergbaues, des Hüttenwesens, der Schiffbautechnik, des Motor- und Turbinenbaues gemeinverständlich vorgeführt werden. Ein umfangreiches Schregelregister schließt das große Werk, das eine Lücke in der technischen Literatur ausfüllt, ab.

\* **„Die Kunst, recht zu behalten“.** Methoden und Kunstgriffe des Streitens und andere Aufsätze von Karl Otto Erdmann. (H. Haessels Verlag, Leipzig.) K. O. Erdmann, ein Gelehrter, der bereits in seinem Buche „Die Bedeutung des Wortes“ bewiesen hat, mit welcher unheimlicher Sicherheit er die kompliziertesten sprachlichen Beweise zu sezieren versteht und wie unterhaltend er die verwickeltesten Fragen zu behandeln weiß, gibt in dem Buch von der „Kunst, recht zu behalten“ eine neue Probe seiner Meister-schaft in diesen Dingen. — Eine Methodologie der Debatte — mit einer Unmenge von schlagenden Beispielen aus allen Sachgebieten (Rechtsleben, Politik, Wissenschaft bis zu den kleinen Streitfällen des Alltags) — will das Buch sein, ist aber im Grunde viel mehr: eine erschütternde Darstellung der Schleichwege und Schlangelzüge, die das Denken und die Sprache der Menschen seit alters geben, um andere — und sich selbst — zu betrügen.